

KRITIK

URS EGLI, Ansätze zur Integration der Semantik in die Grammatik. Kronberg: Scriptor 1974 (Forschungen Linguistik und Kommunikationswissenschaft 3). 139 s.

1. Egli habilitationsschrift „befaßt sich mit Semantik, mit der semantischen Theorie allgemein und der semantischen Erfassung gewisser Erscheinungen des Deutschen, etwa der Frage. Dabei soll die Logik zur semantischen Analyse herangezogen werden“ (3). Konkreter wird das Anliegen in der Zusammenfassung charakterisiert: es ist „der Versuch . . ., eine logisch-semantische Vergleichssprache zu konstruieren und die Syntax und Phonologie darauf zu beziehen“ (127). Die Gliederung des Buches: Egli diskutiert zunächst in einem allgemeinen Teil Stellung und Form semantischer Theorien, das Verhältnis formaler Semantiksprachen zur natürlichen Sprache, die Einbettung einer Semantik in die Handlungstheorie sowie Unzulänglichkeiten der ‚standardlogik‘ (prädikatenlogik erster Stufe) als Semantiksprache natürlicher Sprachen. Im zweiten Teil („Auseinandersetzung mit Montagues und verwandten Sprachtheorien“) untersucht Egli das Verhältnis von Montagues Syntax zu in der Linguistik entworfenen Syntaxen, insbesondere dem Aspects-Modell; danach wird eine Normalform für Syntaxregeln vorgestellt und diskutiert, die der Vereinheitlichung und Präzisierung der syntaktischen Beschreibung dient. Im dritten und letzten Teil der Arbeit soll der entwickelte Ansatz durch exemplarische Anwendung auf Teile des Deutschen (Nominalien, Fragen) konkretisiert und hinsichtlich seiner Leistungsfähigkeit ausgewiesen werden.

Egli stellt sich ausdrücklich und von vornherein in den Schnittpunkt mehrerer Entwicklungslinien der neueren und neuesten Sprachwissenschaft im weiteren Sinne. Die Tradition der logischen Semantik will er ebenso berücksichtigen wie die Hauptströmungen der generativen Linguistik. Als übergeordnete Theorie begreift er eine Sprechaktheorie im Sinne von Austin, in der neben seiner Semantiktheorie etwa auch der amerikanische Strukturalismus seinen Platz findet, den man dazu allerdings „neu interpretieren“ (26) müsse. Der Strukturalismus wird auch als Methode zum Auffinden von Oberflächenstrukturen ins Auge gefaßt. Das Ganze soll aber letztlich „weitgehend als eine moderne Fassung der stoischen Dialektik“ (1) angesehen werden. Abgesehen von den alten Griechen, die immer wieder ziemlich unmotiviert bemüht werden (was wohl zum Teil bestimmten Bedürfnissen einer Hohen Fakultät an der Universität Bern entgegenkommt) verhilft Eglis Integrationswille dem Leser zu einer ganzen Reihe von Einsichten über Querverbindungen und parallelen zwischen Theorien, die sich in der Regel bewußt nebeneinander aufbauen. Allerdings liegt hier fast zwangsläufig auch eine der Hauptschwierigkeiten der Arbeit: es ist kaum vorstellbar, wie man das skizzierte Programm auf einer derart breiten Basis mit einem Text von nur 120 Schreibmaschinenseiten befriedigend bewältigen kann.

2. Wohl als Folge dieser Schwierigkeit ist der erste Teil der Arbeit durch eine auffällige Uneinheitlichkeit gekennzeichnet. Es gibt fast nichts, wozu Egli nicht irgend etwas sagt, aber die Gewichtung seiner Aussagen bleibt uneinsichtig und unbefriedigend. Beispielsweise scheint es zu wenig, die Aufgaben einer Semantik ohne jede Erklärung oder gar Begründung einfach aufzuzählen (6 f.). Will man andererseits zeigen, daß Lyons' auf der Synonymierelation zwischen Sätzen beruhender Bedeutungsbegriff unzureichend ist, so braucht man sicher nicht nachzuweisen, daß Russels und Carnaps Varianten der Definition durch Abstraktion im Wesentlichen äquivalent sind (9 ff.). Auch

scheint es angesichts des knappen raumes selbst für einen eidgenössischen sprachwissenschaftler nicht zwingend, einen abschnitt „Saussure und die Semanteme“ einzurücken (12 ff.), in dem Saussures verdienste um die semantik herausgestellt werden. Egli nimmt es in diesem zusammenhang sogar auf sich, ein „geordnetes Paar aus Wortfolge und Semantem... das reine oder Saussuresche Zeichen zu nennen“ (13), dann aber festzustellen, daß „die Leistung Saussures in der Definition des sprachlichen Zeichens darin besteht, neben der Wortfolge und Entität der Wirklichkeit... die Konzepte oder Semanteme [behandelt zu haben]“ (14). Man kann es drehen wie man will: Saussures zeichenbegriff berücksichtigt gerade nicht eine entität der wirklichkeit.

Wiederum ohne jede begründung werden am ende des nun folgenden und trotz seiner kürze inhaltsreichen und leswerten abschnittes über das verhältnis von logik und sprache sowie logik und sprachwissenschaft zwei ganz entscheidende „oft entgegengesetzte Postulate“ für die anwendung der logik in der semantik aufgestellt, daß nämlich (1) „soweit als möglich... die Prädikatenlogik der ersten Stufe“ zu verwenden sei, man aber (2) „Die logische Form soweit als nötig den Erfordernissen der syntaktischen Form der natürlichen Sprache anpassen [müsse]“ (22). Im gesamten buch wird nichts darüber gesagt, was genau unter der syntaktischen form der natürlichen sprache zu verstehen ist, und vor allem: warum die logische form ihren erfordernissen anzupassen sei. Die logische form muß der bedeutung eines satzes angemessen sein, nicht seiner syntax. Es bedarf zumindest einer eingehenden rechtfertigung, wenn man das verhältnis zwischen syntax der semantiksprache und syntax der objektsprache nicht als ein reines übersetzungsproblem behandeln will. Beim übersetzen kommt es aber nur darauf an, daß man genug über die form der ausdrücke von ausgangs- und zielsprache weiß, nicht aber darauf, daß sich diese formen irgendwie ähneln. Die verwendung des prädikatenkalküls wird an anderer stelle immerhin damit gerechtfertigt, daß „viele metalogische Ergebnisse über sie bekannt sind... Außerdem gibt es sehr viele alternative Präsentationsmethoden: Hilbert-Typ-Axiomatisierung, sequenzlogische Axiomatisierung, Formulierung mit Annahmen, Tableaumethoden“ (34). Das ist *name dropping*, solange nicht die relevanz all dessen für die semantik natürlicher sprachen erklärt wird.

Den nun folgenden abschnitt über semantik und handlungstheorie beginnt Egli mit einer kurzen darlegung seiner wissenschaftstheoretischen position. Danach verschafft sich der linguist erkenntnis durch introspektion und beobachtung: „Im Grunde müßte der Linguist... schon am Anfang das psychophysische Problem lösen“ (24). Jedoch könne man sich dieses problem „ersparen“, da uns die wirklichkeit „in keiner Weise direkt zugänglich [ist]. Was wir kennen, ist nur die Theorie mit Sätzen über die Wirklichkeit.“ Natürlich kann an dieser stelle keine auseinandersetzung über die grundfrage der philosophie angefangen werden, aber ein reales problem wie das „psychophysische“ darf nicht einfach so weggeredet werden. Egli fährt fort, daß eine sprachwissenschaftliche theorie einer naturwissenschaftlichen vergleichbar sei mit dem unterschied, „daß es bei der sprachwissenschaftlichen zwei Arten von Beobachtungsbegriffen gibt: introspektive und äußere... Die Einheit der Theorie ist dadurch nicht gefährdet“ (24). Wieso ist man mit zwei arten von beobachtungsbegriffen besser dran als mit dem psychophysischen problem? Eglis formulierung hat zwar etwas mit dem unterschied zwischen sprach- und naturwissenschaftlichen theorien zu tun, verdeckt aber den springenden punkt. Dieser liegt m. e. bei der empirischen überprüfbarkeit durch das experiment, die bei der sprachwissenschaft nicht ohne weiteres gegeben ist. Wir kommen darauf später noch einmal zurück.

Der rest des abschnittes dient im wesentlichen der rechtfertigung dafür, daß man auch im zeitalter von pragmatik und handlungstheorie traditionellere disziplinen und methoden der sprachwissenschaft nicht vernachlässigen sollte. Ich gehe hier nur auf einen einzelpunkt ein, nämlich Eglis strukturalismus-auffassung. „Der amerikanische Strukturalismus scheint von einer ganz anderen Grundlage als der Handlung auszu-

gehen“ (26). Egli interpretiert ihn im rahmen einer handlungstheorie neu und kommt für die phonetische struktur zu formulierungen wie: „Wenn ich sage: ‚ich komme‘, so äußere ich... einen hohen vorderen Vokal, dann...“ (26). Ähnlich auf der bedeutungsseite: „Von unserem Satz können wir sagen, daß ich, wenn ich ihn äußere, von einem Individuum ein Prädikat prädicieren“ (27). Der ersten formulierung würde jeder strukturalist als guter behaviorist zustimmen. Im zweiten fall würde etwa Bloomfield die bedeutung mit *actor acting* charakterisieren (vgl. Bloomfield 1926, nr. 30 ff.), wobei diese begriffe allerdings — anders als ‚prädikat‘ und ‚individuum‘ — unmittelbar auf die sprechsituation bezogen würden: „a meaning is a recurrent stimulus-reaction feature which corresponds to a form“ (a. a. o., nr. 6). Abgesehen davon liegt der wesentliche unterschied jedoch ausschließlich in dem zwischen handlung und verhalten, den Egli aber gar nicht erwähnt.

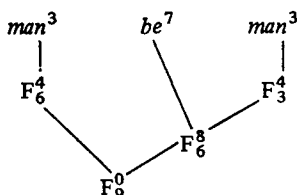
3. Zur begründung seines vergleichs zwischen Montagues syntax und der TG im zweiten teil seines buches schreibt Egli: „Es ist mein Ziel, den Umriss der Sprachtheorie Montagues darzustellen, und sie mit verschiedenen Theorien der Linguistik zu vergleichen. Gewisse linguistische Theorien können, wenn man sie auf geeignete Art deutet, als Spezialfälle des syntaktischen Teils der allgemeinen Sprachtheorie Montagues angesehen werden. Das zeigt, daß diese Sprachtheorie sehr allgemein ist, aber im Sinn linguistischer Modelle wie der TG spezieller gemacht werden kann. Es ist sicher schwierig, die Montague-Theorie empirisch zu bewerten, wenigstens in ihrer allgemeinen Form. Das bedeutet, daß die Linguisten die Theorie präzisieren und einschränken sollten. Man müßte dann versuchen, die eingeschränkte Version anzuwenden, und diese Anwendungen bewerten“ (44). Mir scheint, daß eine verbesserung der empirischen bewertbarkeit keine gute begründung für einen bezug von Montagues theorie auf linguistische theorien ist. Den linguisten ist in den letzten jahren immer klarer geworden, daß ihre theorien bisher in keinem befriedigenden sinn als empirisch überprüfbar angesehen werden können. Insbesondere gilt das für die generative grammatik, deren ‚krise‘ gerade hier einen hauptgrund hat. Darüber hinaus wird aber sogar manchmal die these vertreten, daß eine theorie mit einer expliziten semantik wie die von Montague jedenfalls ‚empirischer‘ ist als eine mit syntaktischen tiefenstrukturen wie das aspects-modell (vgl. Ballmer demn., ähnlich auch Vennemann 1973). Egli müßte daher mindestens präzisieren, was unter ‚empirisch bewertbar‘ verstanden werden soll.

Sehen wir uns den vergleich selbst und sein ergebnis an. Egli will zunächst zeigen, „daß die Transformationsgrammatik als Spezialfall des syntaktischen Teils der Montague-Grammatik gelten kann“ (55). Dazu beruft er sich darauf, daß Montagues syntax wie die transformationelle grammatik zweiteilig ist: sie umfaßt die sog. desambiguierte sprache, deren ausdrücke syntaktisch eindeutig sind, und eine relation R, die ausdrücke der desambiguierten sprache zu ausdrücken der natürlichen sprache in beziehung setzt. Den ausdrücken der desambiguierten sprache würden danach die tiefenphrasemarker, der relation R die transformationskomponente entsprechen.

Nun hat Montague das problem der syntaktischen ambiguität in seinen arbeiten nicht einheitlich behandelt. Thomason (1974, 11 ff.) spricht in diesem zusammenhang von der relationalen und der rekursiven methode. Erstere wird in Montague 1970 verwendet. Hier werden nur desambiguierte ausdrücke rekursiv erzeugt und über R auf ausdrücke des englischen bezogen. In allen anderen arbeiten verwendet Montague die rekursive methode, bei der zu einem syntaktisch mehrdeutigen ausdrück des englischen mehrere analysen erzeugt werden. Der wesentliche unterschied besteht darin, daß im zweiten fall die relation R mit dem erzeugungsalgorithmus automatisch spezifiziert ist: erzeugt werden ausdrücke der natürlichen sprache. Im ersten fall dagegen werden ausdrücke der desambiguierten sprache erzeugt. Es ist klar, daß nur in diesem fall eine analogie zwischen R und einer transformationskomponente hergestellt werden kann. Insbesondere ist es hier bei geeigneter spezifikation von R möglich, unterschiedlichen ausdrücken des englischen den gleichen ausdrück der desambiguierten sprache zuzuweisen (vgl. dazu Thomason 1974, 14 f.).

Die Transformationsgrammatik kann also bestenfalls als Spezialfall einer bestimmten Spielart der Montagueschen Syntax angesehen werden. Dem Leser von Eglis Buch wird es darüber hinaus schwer gemacht, auch nur diese eingeschränkte Vergleichbarkeit beider Konzepte einzusehen, wenn er Montagues Arbeiten nicht schon gut kennt: Egli stützt sich bei der Darstellung von Montagues Syntax wesentlich auf die rekursive Methode (vgl. 46), die für einen Vergleich mit der TG ungeeignet ist.

Eglis Vergleich von Montague-Grammatik und Transformationsgrammatik bleibt aber auch problematisch, wenn man sich auf Montague 1970 beschränkt. Die erste Teilaussage (47 ff.), daß kategorielle Bäume und insbesondere die von kontextfreien Ersetzungsgrammatiken erzeugten Phrasenmarker als Spezialfall von Ausdrücken einer desambiguierten Sprache gelten können, leuchtet sofort ein. Ein Ausdruck der desambiguierten Sprache kann repräsentiert werden als ein Analysebaum der folgenden Art (aus Montague/Schnelle 1972, 10):



Die hochgestellten Indizes sind syntaktische Kategorien. Die tiefgestellten Indizes spezifizieren eine Menge von Funktionen, die syntaktischen Verknüpfungen. Ein solcher Baum wird von oben nach unten abgearbeitet. Im Beispiel würde man etwa erhalten: $F_6^8(\text{man}) = \text{every man}$, $F_3^3(\text{man}) = \text{a man}$, $F_6^8(\text{be}, F_3^3(\text{man})) = \text{is a man}$. Insgesamt erzeugt man einen Ausdruck, der sich bis auf bestimmte Klammerungen nicht von dem englischen Satz *Every man is a man* unterscheidet. Dieser Ausdruck steht zu dem englischen Satz in der Relation R.

Man sieht sofort, daß die Spezialisierung der von einer kontextfreien Ersetzungsgrammatik erzeugten Bäume gegenüber einem Analysebaum wie dem obigen darin besteht, daß als syntaktische Verknüpfungen bei den Ersteren nur die Verkettung zugelassen ist. Das ist, wie schon unser einfaches Beispiel zeigt, wesentlich weniger als bei Montague. Beispielsweise sind morphologische Regeln wie die zur Umwandlung von *be* zu *is* in bestimmten Kontexten nicht möglich. M. e. muß aber bei einem Vergleich zweier Syntaxen explizit angegeben werden, worin die Spezialisierung der einen im einzelnen besteht. Egli tut das nicht und erkennt deshalb auch nicht, daß eine Transformationsgrammatik keineswegs ein spezieller Fall einer Montague-Syntax ist: zwar gilt das für das Verhältnis der Basisphrasenmarker zur desambiguierten Sprache, nicht aber für das Verhältnis der Transformationskomponente zur Relation R. Bei Montague unterscheiden sich die Ausdrücke im vor- und nachbereich von R im wesentlichen durch Klammern, während Egli mit Transformationen zusätzlich all das bewerkstelligen muß, was die Basisphrasenmarker gegenüber der desambiguierten Sprache an Spezialisierung aufweisen. Insgesamt wird nicht einsichtig, inwiefern eine transformationelle Grammatik weniger allgemein ist als eine Montague-Grammatik, inwiefern also Egli seiner oben zitierten Aufgabenstellung gerecht wird.

In einem weiteren Schritt will Egli nun zeigen, daß auch umgekehrt „ein recht allgemeiner Spezialfall des syntaktischen Teils der Montague-Grammatik ein Spezialfall einer TG ist“ (55). Dazu wird vorgeführt, wie man bestimmte desambiguierte Sprachen so umformulieren kann, daß eine eineindeutige Zuordnung von syntaktischen Verknüpfungen und Regeln einer kontextfreien Ersetzungsgrammatik besteht. Wie oben muß bemerkt werden, daß die desambiguierten Sprachen, für die das möglich ist, wesentlich weniger leisten als die von Montague verwendeten. Das ist auch selbstver-

ständig, denn kontextfreie ersetzungsgrammatiken reichen für natürliche sprachen nicht aus. Egli diskutiert dann (58 ff.) in sehr allgemeiner form, wie die so gewonnenen tiefenstrukturen weiterzubehandeln sind. Ihm schweben syntaktische projektionsregeln vor, die tiefenstrukturen von unten nach oben abarbeiten und dabei wortketten aus wortketten erzeugen. Weder hier noch an dem einzigen grob skizzierten beispiel (100 ff.) werden die prinzipien dieses verfahrens so weit klar, daß eine auch nur vorläufige beurteilung möglich ist. Erstaunlich scheint aber zu sein, daß Egli sich hinsichtlich des verhältnisses von tiefen- und oberflächenstruktur in keiner weise festlegt: aus den tiefenstrukturen werden wortketten erzeugt, die „nun mit einer syntaktischen oberflächenanalyse versehen werden, z. B. nach den Methoden des klassischen Strukturalismus“ (102, hervorhebung P. E.). In der TG werden oberflächenstrukturen fast nie besonders motiviert, sondern ergeben sich automatisch aus den tiefenstrukturen und den transformationen. Damit sind sie aber genuiner bestandteil der syntaktischen beschreibung (als folge von phrasemarkern). Der sinn einer vom prozeß der satzgenerierung vollständig unabhängigen oberflächenstruktur ist ganz unklar.

Im letzten abschnitt des zweiten teils wird eine normalform für syntaxregeln vorgestellt. Die verwendete regelsprache ist so allgemein, daß in ihr äquivalente zu regeln unterschiedlichen typs formuliert werden können: kontextfreie ersetzungsregeln (auch speziell als analyseregeln, vgl. 69), kategorialgrammatische regeln, transformationen, projektionsregeln usw. Bedingungen für regelanwendungen, wie sie z. b. häufig informell bei transformationen angegeben werden, können als integraler teil der regel in prädikatenlogischer notation mitformuliert werden. Hierin sieht Egli einen der hauptvorteile dieser regelform. Der nun folgende anwendungsteil der arbeit verwendet die normalform nicht.

4. Aus dem letzten teil der arbeit besprechen wir exemplarisch den abschnitt über die nominalien. Egli beginnt die behandlung der nominalien mit relativ umfangreichen informellen vorüberlegungen zu ihrer syntaktisch-semantischen analyse. Von besonderem interesse ist dabei die vorgeschlagene klassifizierung der nominalien, weil hier der einzige fall im ganzen buch vorliegt, wo begründungen für die etablierung tiefenstruktureller kategorien geliefert werden. Unterschieden werden die klassen singularnominale, pluralnominale, nominalphrase und generisches nominale, wobei aber festgestellt wird, daß diese klassifizierung nicht erschöpfend ist. Die nähere kennzeichnung der nominalienklassen ergibt folgendes bild: Singularnominalien sind eigennamen und bezeichnen individuen (75). Nominalphrasen sind ausdrücke wie *ein mann*, *alle männer* sowie *alles*, *etwas*, *nichts* (76 f.). Sie bezeichnen klassen von klassen von individuen: „Als Wert von *Alle Menschen* kann die Klasse aller Klassen genommen werden, die alle Menschen enthalten“ (80). Pluralnominalien (*diese männer*) dagegen bezeichnen einfach klassen von individuen (82), während generische nominalien wie *kinder* in *Hans liebt kinder* wiederum als klassen von klassen angesehen werden, wobei Egli allerdings darauf hinweist, daß diese auffassung unbefriedigend ist, denn eigentlich werde gesagt, „daß Hans ein bestimmtes Verhältnis zur gesamten Klasse der Kinder hat, derart, daß, wenn er mit einem Kind in Berührung kommt, er es wahrscheinlich liebt“ (84). Jedenfalls sollten daher die generischen nominalien semantisch von den nominalphrasen unterschieden werden.

Obwohl es zunächst den anschein hat, sind semantische kriterien nicht notwendig und hinreichend für Eglis kategorisierung. So spricht er mehrfach davon (76, 85), daß namen als sonderfall von nominalphrasen angesehen werden sollen. Trotzdem bezeichnen namen nicht klassen von klassen, was sich auch aus der semantischen regel F 11 (91) ergibt. Ebenso bezeichnen *alles*, *etwas*, *nichts* nach Eglis auffassung nicht klassen von klassen, vgl. die regeln zur wertzuweisung an diese ausdrücke (93). Auch die spezielle „bedeutungsschattierung“, die für pluralnominalien herausgestellt wird und darin besteht, daß in *Diese männer streiten sich* gemeint sein kann, „daß alle diese Männer zusammen sich streiten“ (82) gilt ebenso für NPs wie *alle männer*, *einige männer* usw. sowie auch für andere nominalien.

Ein versuch, die kategorisierung syntaktisch zu rechtfertigen, schlägt ebenfalls fehl, auch wenn man ‚syntaktisch‘ im weitesten sinne versteht. Die unterordnung der namen unter die nominalphrasen begründet Egli mit ihrer konjugierbarkeit: *Hans und alle übrigen angestellten* (76). Ebenso gut ist das aber mit allen anderen nominalien möglich, z. b. *diese männer und alle übrigen angestellten*. Auch die charakterisierung der generischen nominalien als „artikellos“ (84) reicht nicht hin: in *Hans sieht kinder* ist im gegensatz zu *Hans liebt kinder* nichts generisches zu entdecken. Fragwürdig ist die argumentation auch hinsichtlich der kategorie nominal selbst. Wird zunächst festgestellt, daß nominalphrasen skopus haben (*Alle lieben jemand, Jemand wird von allen geliebt*) (77), wird später behauptet, daß alles, was skopus hat, ein nominal sei, woraus folgt, daß auch „Zeitangaben, die bloß durch Flexionsformen des Verbs erkennbar sind“ (87) zu nominalien werden. Schließlich spricht die synonymität von *immer* und *zu jeder zeit* nach Egli dafür, daß *immer* ein nominal ist. Bei auswahl und anwendung der klassifikationskriterien wird nicht der geringste versuch gemacht, die kriterien aufeinander zu beziehen, sie zu verallgemeinern oder zu gewichten. Leider gilt das nicht nur für die informelle diskussion der nominalien, sondern auch für die sich anschließende formulierung der tiefenstrukturregeln für nominalphrasen.

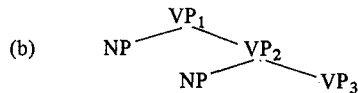
Die tiefenstrukturen werden mithilfe einer kontextfreien ersetzungsgrammatik generiert (88 ff.). Zu jeder regel wird dann eine semantische funktion angegeben, die in der üblichen weise den semantischen wert für eine konstituente aus den werten für die ihr unmittelbar untergeordneten konstituenten liefert (90 ff.). So klar und einleuchtend das zusammenwirken von syntaktischen regeln und semantischen funktionen ist, so wenig gilt das für die syntaktischen regeln selbst. Sehen wir uns beispielsweise R1 und R9 an:

$$\begin{aligned} R1 \text{ S} &\rightarrow \text{KON}_{S,1} \text{ S} \\ R9 \text{ NP} &\rightarrow \text{KON}_{NP,1} \text{ NP} \end{aligned}$$

$\text{KON}_{S,1}$ ist die kategorie der einstelligen satzkonnektive mit dem einzigen element *nicht*. Auch $\text{KON}_{NP,1}$ enthält als einziges element *nicht*. Es ist vollkommen schleierhaft, warum Egli diese kategorisierung einführt, zumal sich auch die zugehörigen semantischen funktionen der form nach gleichen. Sein vorgehen führt z. b. dazu, daß man zwei lexikoneintragungen *nicht* und *nicht'* erhält (vgl. R17 und R19), was bedeutet, daß *nicht* in *Hans kommt nicht* eine andere lexikalische einheit sein soll als in *Nicht Hans kommt*. Gleiches gilt für die zweistelligen konnektive *und* und *oder* (R2 und R10). Wo aber wirklich syntaktische unterschiede vorliegen, wie zwischen den nebenordnenden *und*, *oder* einerseits und dem unterordnenden *wenn* andererseits, werden sie ignoriert (vgl. R18).

Mit R5 werden strukturen wie die in (b) erzeugt:

$$(a) R5 \text{ VP}_n \rightarrow \text{NP VP}_{n+1}$$



Wozu braucht man so viel struktur? Warum werden die objekte bei mehrstelligen verben nicht nebengeordnet bzw.: warum werden in diesem fall nur binäre verzweigungen zugelassen? Was ist das kriterium dafür, daß ein objekt höher in der konstituentenhierarchie steht als ein anderes? Solche fragen müssen um so mehr gestellt werden, als Egli seine regelmenge ganz ungebrochen als „tiefenstrukturelle Theorie“ (89) bezeichnet. Darüber hinaus ist das arbeiten mit indizierten kategorien der angegebenen art ein einschmuggeln von kontextbedingungen in eine kontextfreie grammatik. Chomsky hat solche kategorisierungen in den *Syntactic structures* noch verwendet, später aber aus guten gründen aufgegeben.

Die kritik an den vorgeschlagenen tiefenstruktureregeln ließe sich erweitern. Sie zeigt, daß Eglis früher zitiertes postulat, die logische form müsse sich den erfordernissen der syntaktischen form der natürlichen sprachen anpassen, nicht erfüllt werden kann. Das liegt letztlich daran, daß der begriff ‚syntaktische form‘ leer bleibt. Zweifellos gelingt es Egli, seine tiefenstrukturen besser als die meisten in der linguistik vorgeschlagenen tiefenstrukturen als semantische strukturen auszuweisen, denn er zeigt, wie sie einer semantischen interpretation zugeführt werden können und wie etwa ein axiomensystem für die logischen wahrheiten des systems zu formulieren ist (95 ff.). Unbestritten ist auch, daß das buch insgesamt — besonders auch im letzten, hier nicht näher besprochenen abschnitt über die frage — eine große zahl anregender und klar formulierter gedanken enthält, die in hervorragender weise zur überwindung mancher linguistischer dogmatismen beitragen können. Eine integration der semantik in die grammatik wird jedoch, so meine ich, auch ansatzweise nicht erreicht, weil weder über die anderen teile der grammatik noch über das verhältnis der teile zueinander etwas konkretes ausgesagt wird.

Literatur

- L. Bloomfield, 1926: A set of postulates for the science of language. In: Language 2, 153—164.
- T. Ballmer, demn.: Inwiefern ist Linguistik empirisch? Erscheint in den berichten des kolloquiums ‚Wissenschaftstheorie der Linguistik‘, Düsseldorf 1975.
- N. Chomsky, 1957: Syntactic structures. Den Haag.
- R. Montague, 1970: Universal grammar. In: Thomason (Hrsg.) 1974, 222—246.
- R. Montague und H. Schnelle, 1972: Universale Grammatik. Braunschweig. (Schriften zur Linguistik 5).
- R. Thomason (Hrsg.), 1974: Formal Philosophy. Selected Papers of Richard Montague. New Haven und London.
- T. Vennemann, 1973: Explanation in Syntax. In: J. P. Kimball (Hrsg.): Studies in Syntax and Semantics. New York 1973, Bd. 2, 1—50.

Peter Eisenberg, Hannover